

Hugo Dittberner

Hugo Dittberner, geboren am 16.11.1944 in Gieboldehausen (Niedersachsen), Sohn eines Buchhalters. Von 1956–1965 im Schülerwohnheim in Bad Nenndorf. Nach dem Abitur Studium der Germanistik, Geschichte, Philosophie in Göttingen. 1972 Promotion über Heinrich Mann. Lebt als freier Schriftsteller in Kalefeld (Niedersachsen).

* 16. November 1944

von Gustav Zürcher

Preise

Preise: Förderpreis des Kulturkreises im Bundesverband der Deutschen Industrie (1979); Villa-Massimo-Stipendium (1981/1982); Niedersächsisches Künstlerstipendium (1982); Niedersachsenpreis (1984); Preisträger des Wettbewerbs „Das neue Buch in Niedersachsen“ (1994); Berliner Literaturpreis (1994).

Essay

„KEINE VERÄNDERUNG / MIT EINEM MORSCHEN PRIVATLEBEN! und: wir sollten / auch für große Ziele nicht die kleinen Gemeinheiten / in Kauf nehmen. / Auch in der stärksten Stimme klingt manchmal / ein kindliches Schluchzen nach: vergessen wir das / nicht!“ Mit diesen Sätzen aus dem „Brief in die Saunen der Jungsozialisten“ („Der Biß ins Gras“, 1976) spricht Hugo Dittberner eine Erfahrung aus, die der Leser mit fast jedem seiner Gedichte und Prosatexte machen kann. Das ‚morsche Privatleben‘ ist der thematische Kern, um den sich die Texte gruppieren lassen. Doch gibt sich dieses Leben nicht so privat, daß es seine verdeckte Öffentlichkeit verkennen würde, noch ist es so morsch, daß im tödlichen Ritual trainierter Alltagspraxis die Hoffnung auf „VERÄNDERUNG“, die ‚großen Ziele‘ abgestorben wären. Nirgendwo verlockt den Autor der Befund über die Brüche im eigenen Ich und in den zwischenmenschlichen Beziehungen dazu, sich in der resignativen Behaglichkeit des Selbstmitleids einzurichten, es beim ‚So ist es‘ bewenden zu lassen. Dabei speist sich das Vorwärtstreibende, Ermutigende, das als appellatives Leitmotiv auch da noch spürbar ist und auf den Leser überspringt, wo das Thema mutlos macht oder ein Hauch von Wehmut aufkommt, nicht aus der Gewalt einer parolenhaft vorgetragenen politischen Dogmatik. Die Quelle, aus der Dittberner schöpft, scheint vielmehr das Vertrauen in die Kraft der Poesie und in die einer umfassend begriffenen Sinnlichkeit und Liebe, drei Kräftezentren, die für Dittberner aufs engste zusammengehören. Liebesgeschichten und Liebesgedichte bilden das thematische Kontinuum seit den ersten Veröffentlichungen; von Liebe, und ihren Abschieden, kann man im „Internat“ (1974) und im „Kurzurlaub“ (1976) lesen, ohne daß sich diese

beiden Bücher, mit denen Dittberner bekannt geworden ist, allein darauf festlegen ließen.

„Das Internat“, der erste Roman Dittberners, ist ein Erinnerungsbuch des 30jährigen Autors, der, zugleich Hauptperson, von seiner Internatszeit in Bad Nenndorf erzählt. Der reglementierte Zwang des Internatsalltags vom morgendlichen Tischgebet bis zum festgesetzten abendlichen Löschen des Lichts wird dem Leser ebenso anschaulich und lebendig nahegebracht wie die vielfältigen Versuche, die verbleibenden Nischen innerhalb des pädagogisch motivierten Überwachungssystems zur geheimen Ab- und Gegenwehr zu nutzen. Die – freilich auch ihrerseits ritualisierten – Formen der Rebellion reichen von wirklichen Fluchtversuchen über die Ausgelassenheit auf dem Fußballplatz und im Waschraum bis zum verbotenen Lesen und Herumspielen unter der Bettdecke, den aufregenden Blickgefechten während des Essens und den Umarmungen in für verschwiegen geltenden Verstecken in der Umgebung.

Hier vor allem, in der differenzierten Beschreibung der aufregend jugendlichen Gegenwart deftiger, zarter Sinnlichkeiten liegt das Fesselnde dieses Buches, zeigt sich Dittberner als souveräner Erzähler, der die rüde Zotenhaftigkeit von Jungmännergesprächen ebenso authentisch wiederzugeben und gekonnt zu integrieren weiß wie die intimen Gefühlsregungen zu Maud, seiner ersten großen Liebe. Das vorletzte Kapitel, ein vertraulicher Offener Brief an Maud, zeigt besonders deutlich, wie sich der Autor an den Ich-Erzähler heranschreibt und umgekehrt der Ich-Erzähler sich als schreibender Autor, am Kaffeetisch sitzend, wiederfindet: mit all seinen Bedürfnissen, Befindlichkeiten, Einfällen, Träumen, Kommentaren und Reflexionen, die ihm während und anlässlich des Schreibens kommen. Struktur und Eigenart des Romans sind von der Verwobenheit beider Erzählebenen bestimmt; beide Geschichten, die Internatsgeschichte und die Entstehung dieser Geschichte am Kaffeetisch, die Erinnerungen und der Kampf um die Erinnerungen treiben sich wechselseitig hervor, bis der Ich-Erzähler und Autor schließlich „leer und ausgepumpt“ vor seiner leeren Kaffeetasse zurückbleibt: die Suche nach Identität durch Vorstöße in die Erinnerung *und* der Versuch, sich der Identität als Autor zu versichern, sind abgeschlossen.

Für dieses Mal. Denn auch die Reiseerzählung „Kurzurlaub“ zeichnet in ihrer inneren Struktur den Verlauf einer Selbstfindung nach. Der Bibliotheksangestellte Arnold setzt sich für ein paar Tage auf die Insel Borkum ab, um einmal „alle Verpflichtungen“ des trüben Alltagslebens mit seiner Frau, die er nicht mehr liebt, abzuwerfen und kräftig „durchzuatmen“: in den windigen Dünen, den einsamen Straßen, im kuschelig warmen Bett, Rotwein daneben und einen „Chandler“ in der Hand, in Gesprächen im Wirtshaus, beim Beobachten und Wahrnehmen von Menschen, Dingen, Situationen. Mehr passiert nicht in dieser Geschichte, die, vom Handlungsverlauf her gesehen, so ganz ohne Dramatik ist und ohne Hektik, obwohl sich doch einer auf der Flucht befindet, einer, der von zu Hause weggelaufen ist, um etwas zu erleben. Das winterliche Borkum in seiner Ruhe und Friedfertigkeit gibt die ideale Kulisse für die Voraussetzungen dafür ab, daß der Erlebnishunger des Kurzurlaubers gestillt wird: es ist die Lust, auf eine intensive Weise wahrzunehmen, zu riechen, anzufassen, Begegnungen zu suchen, neue Erfahrungen zu machen und Erfahrungen neu zu erleben.

Als ihn im Wellenbad mit dunklem Blick eine Frau anlächelt, muß er „gegen unzählige Filme ankämpfen“, eine Flut von Bildern stürzt auf ihn ein, sie erdrücken ihn fast in der Fülle ihrer momenthaft aufscheinenden Möglichkeiten eines anderen Lebens. Die Herbergsmutter Anna, wie sie ihm mit sicherer Hand das Gesicht streichelt: „warum gibt es sie nicht jünger“? – Je genauer er sich auf Menschen und Dinge einläßt, desto deutlicher formen sich diese für ihn um zu Signalen, die ihm vom Alltag verschüttete „Möglichkeiten“ entlocken. Katalysator dieser Wünsche und Träume ist ein junger Hippie mit langen Haaren und Gitarre, weitgereist und poetisch, fähig, ohne Anstrengung seine unmittelbaren Gefühle zu äußern und jeden Kontakt mit der Umwelt in selbstverständlicher, souveräner Geste, die bisweilen an die mühelose Bewußtheit kultischer Handlungen erinnert, zu einem Erlebnis werden zu lassen. Die Begegnungen zwischen dem flüchtigen Ehemann und dem ungebundenen „Indianer“, dem ersterer wie seiner eigenen Wunschspur folgt, haben die Funktion eines thematischen und strukturierenden Leitmotivs, das der Erzählung trotz der assoziativen Verknüpfung zufällig erscheinender Erfahrungen eine einzigartige, fast novellistische Geschlossenheit gibt.

Alles stimmt in dieser Prosa, fügt sich zu einem Bild: das vorsichtige Anlegen der Fähre bei der Ankunft, die friedliche Insel, das heimatliche Gefühl des eben Angekommenen, die beruhigende Figur des Hippie, der lange und leise vorbereitete Abschied, die Sprache. Dittberner erzählt sachlich, sanft, präzise, plastisch, unaufdringlich, aber eindringlich in dem Bemühen, sich durch Anschmiegen an die Gegenstände deren Verkrustungen abzutragen, sie wahrnehmbar, zu einem möglichen Erlebnis zu machen. So geht von dieser Erzählung eine fast klassisch anmutende Ruhe und Gelassenheit aus, vielleicht auch schon ein Moment von Abgeklärtheit.

Unter diesem Aspekt erscheint „Das Internat“ wie eine klärende Vorarbeit. Philosophische Erörterungen, die in ihrer Kürze bisweilen vordergründig blieben oder sich verselbständigten, fehlen jetzt ebenso wie die Kommentierung und Problematisierung des Schreibens selbst (wobei die gattungsspezifische Vielschichtigkeit des Romans gegenüber der Erzählung zu bedenken ist). Hatte der Ich-Erzähler des „Internat“ schon mal „die Nase voll von der Theoretisiererei“, so hat der Verfasser des „Kurzurlaub“ zu einer selbstverständlichen, selbstbewußten und entspannten Erzählhaltung gefunden.

Aber der grundsätzliche Widerspruch, der untergründig an der erzählerischen Ruhe rüttelt und sie doch auch zu etwas Gefährdetem, Gespanntem macht, bleibt: der Urlaub war als „Kurzurlaub“ geplant, der Flüchtige wird zurückkehren. Und dann? – Die Gedichte Hugo Dittberners sind Belege dafür, daß die Träume, die das gewöhnliche Leben aus sich herausstößt, keine freischwebenden, folgenlosen Episoden bleiben, sondern verändernd zurückwirken wollen. Wird im „Kurzurlaub“ die Spannung zwischen vorhandenen und wünschbaren Anteilen des Lebens zugunsten einer sorgfältigen Spurensicherung der letzteren vorläufig zurückgeschoben – sie wird erst im Leser produktiv -,ndash;, halten die Gedichte im gesamten diese Spannung aus. „Das Zittern im Alltag“, *im* Alltag, ist das Thema, das Dittberners Lyrik variiert, wobei die Durchdringung persönlicher, privater Dinge und Gelegenheiten durch das ‚Öffentliche‘ deutlicher sichtbar wird als in der Prosa. Sofern eindeutig politische Sujets aufgenommen sind wie Gastarbeiterprobleme, Radikalenerlaß, Chiledemonstrationen: die linke Faust,

die sicher wüßte, wo sie hinzuschlagen hätte, wird nicht erhoben; eher vermutet man sie in der Tasche geballt. Denn gerade „die Befreiung aus der (intellektuellen) Handlungsanweisung, aus der übersteigerten Betonung der individuellen Verantwortung“ (Dittberner) erlaubt das Spielerische, Lebendige, die unbesorgte Geste, den freien Atem. In Gedichten wie „Caruso“ und „Elegie in den leeren Straßen“ („Der Biß ins Gras“) ebenso wie in der Geschichte „Der Sommer im Besonderen“ („Donnervogel“, 1973) knistert es nur so von Poesie: die Sprache, Poesie geworden, hält ihrerseits jenen Traum von einer umfassenden Zwanglosigkeit wach, aus dem wir Mut zum Vorwärtsleben schöpfen können.

Wer wie der Kurzurlauber für die „menschliche Wärme in einer Revolution (kämpfen)“ möchte, wem „einen Menschen zu finden“ zu einem „Abenteuer“ werden könnte und wer an die verändernde Kraft befreiter Sinne glaubt oder sich von ihr anstecken, von Poesie verführen lassen möchte, der hat in Hugo Dittberner seinen Autor gefunden.

Daß Dittberner wider die Demütigungen durch das Leben anschreibt, ohne sie zu verkennen oder ihnen zu verfallen; daß er Literatur als eine Art Lebenshilfe insofern begreift, als seine Figuren sich die Treue halten, wie sonderbar und fremd sie der Umwelt und dem Leser auch erscheinen mögen, das belegen eindrucksvoll die Erzählungen aus drei Jahren, die in dem Band „Draußen im Dorf“ (1978) versammelt sind.

Die einleitende Titelgeschichte, die bereits wesentliche Erkennungszeichen des breit angelegten Figurenpanoramas enthält, setzt mit einer erzählerischen Frische ein, deren Sogwirkung man sich nicht wird entziehen können. Sie geht vor allem von Evelyn Modick aus, der sympathischen, aufgeweckten Unternehmersfrau vom Lande, gegen deren „widerstandsfähige Frische“ weder der Leser noch der betroffene Ich-Erzähler ankommen kann. Sein „ironisches Überlegenheitsgefühl“ mißachtend, mit dem der Ich-Erzähler sich nicht nur in dieser Geschichte einen Handlungsspielraum sichern möchte, drückt sie dem verwunderten, neugierigen Historiker und Schriftsteller mit einem strahlenden „Sie sind lieb“ immer wieder den Arm, „herzlich“, „sanft“, mit einer menschlichen Wärme, die auch der Leser körperlich spürt, „denn sie war eine Frau von frischer, kräftiger Ausstrahlung, die jünger und stärker macht.“ So nachhaltig wirkt die Ermutigung, die von dieser Frau bzw. von der momenthaft geglückten Begegnung ausgeht, daß sie den Schauer überdauert, den Evelyns Mann mit der wie nebenbei erwähnten Abschlichtung eines jungen Rechtsanwaltes – der Nachfolger des Ich-Erzählers an Evelyns Seite – auslöst. Kaum wahrnehmbar, nur in einem kurzen „drohenden Glitzern“ in Modicks Augen angedeutet, reift innerhalb der Geschichte einer unbekümmerten Herzlichkeit die tödliche Gegengeschichte heran, eine Art Realitätsschock als Korrektur der jugendlichen, übermütigen Lebensfreude. Aus dieser oft nur in Konturen entfalteten Doppelpoligkeit – das erzählerische Pendant zu den realen Widersprüchen, die sich zwischen den Menschen und mehr noch in ihnen selber festgemacht haben – beziehen Dittberners Erzählungen ihre Stärke. In einer der wirkungsvollsten Erzählungen, in „Der Hammer“, hat diese Doppelbödigkeit in dem Tages- und Nachtmotiv ihren bildhaften Ausdruck gefunden: tagsüber fügt sich der seltsame, kräftige Erzieher, genannt der Hammer, in das Gewöhnliche des Internatsalltags ein, pflichtbewußt und einsatzfreudig; nachts drischt er, stumm und unerbittlich, eine „Kampfmaschine“, mit fürchterlichen Schlägen die nächtlichen Ausreißer

durch. Welch ein beschädigtes Leben muß diesem lüsternen Zwang zu den finsternen Kampfritualen vorausgegangen sein – aber darüber erfährt der Leser nichts. Der Hammer tritt, geschichtslos, in die Geschichte herein, lebt sein brüchiges Leben, tritt wieder ab, sein Geheimnis in einen grausamen Unfalltod – aufgespießt auf ein Gatter – ndash; mitnehmend. Es scheint, als ob Dittberner sich scheue, tiefer in seine Personen einzudringen, als diese es von sich aus wünschen oder zulassen würden. Doch darf diese Zurückhaltung nicht mit Gleichgültigkeit gegenüber den Personen oder Kapitulation vor einer unlösbaren Aufklärungspflicht verwechselt werden. „Der Hut in der Hecke“, die parabelhafte Schlüsselgeschichte zur Markierung der Erzählerposition, zeigt das Gegenteil: den Ich-Erzähler auf der intensiven Suche nach einem Unbekannten, dessen Spur er anhand weggeworfener oder verlorengegangener Kleidungsstücke verfolgt; über den er sich mit Anteilnahme Geschichten über sein mögliches Schicksal ausdenkt; den er schließlich an einer Hecke sitzend auffindet – ohne daß es zu einer befreienden Bewegung kommt: der offensichtlich hilfsbedürftige Fremde schirmt sich mit einem „Es ist schon O.K.“ gegen die kommunikativen Vorstöße ab. Der Ich-Erzähler – „Ich setzte meinen Weg fort“ – läßt den Fremden nicht links liegen, sondern läßt ihm, indem er sein Schweigen achtet, seine Würde.

Der Erzähler ist, auch wenn er nicht unmittelbar als Person in der Geschichte auftritt, immer dabei, hellwach und mit unstillbarer Lust auf der Suche nach Dialogen, Begegnungen, Spuren, die ins verborgene Innere führen könnten, aber selten drängt er sich vor, nie drängt er sich auf. Frei von dem Zwang zur demonstrativen Selbstdarstellung und standhaft gegenüber der Verlockung, das Personal seiner Geschichten mit ideologischen Mustern, verletzender Ironie oder hintergründigem Besserwissen zurechtzurücken, läßt Dittberner seine Figuren unzensiert als Personen ‚kommen‘, in all ihren Schwächen und Tücken, ihren Absonderlichkeiten und Brüchen, in ihren Reizen, Schädigungen und Verbohrtheiten: den „Professor im Keller“, der im Hochsommer seinen „furor historicus“ auslebt, seinem Juso-Sohn militärisch stramm mit Bismarck-Zitaten beikommen will, genüßlich seine edelsten Flaschen leert und sich mit einem „klingenden Lachen“ verabschiedet, das einen unwillkürlich zuversichtlich stimmt; den gealterten Goetheliebhaber Dr. Borgelt („Gewinn einer Büste“), der aus einem verkrachten Studenten mit Strenge einen exzellenten Vorleser und so doch noch einen „tätigen“ Menschen machen will, so daß dieser „mit jedem Schritt sein Glück wachsen (fühlte)“; Tante Lüschen („Familiendinge“), trotz ihrer Leidensgeschichte noch ungebrochen genug, überraschend ihr Kleid zu schürzen und vor dem Ich-Erzähler, der wie ein „Klotz“ stehen bleibt, einige „kokette Tanzschritte“ auszuführen; den wuchtigen Pastor Krumweide („Zusammen aufgewachsen“), der „Schrecken aller Orgelspieler“, der entgegen der erneuerten Gottesdienstordnung die Gemeinde beim Gebet sich erheben heißt und sie mit schallender, inbrünstiger Stimme, mit dem „Herz und Herz vereint zusammen“ zu tiefster Rührung zwingt – diese Menschen, die irgendwo im Abseits stehen, geben sich in ihren Eigenarten so selbstsicher und natürlich, als wüßten sie, daß sie vom Erzähler nichts zu befürchten haben.

Die Freiheit, die der Erzähler seinen Personen läßt, ist nun aber zugleich seine eigene. Der weitgehende Verzicht auf die diskursive Darlegung der Genese und auf die explizite Bewertung menschlichen Verhaltens setzt Energien frei für eine souveräne erzählerische Behandlung des sinnlich wahrnehmbaren Verhaltens. Die namenlose Schöne (in der am wenigsten bedrohlichen,

poetischsten Geschichte „Eine Flasche Brandy“), wie sie, als ginge sie über „Wiesen, leicht und mit fließenden Bewegungen“, an einem verschlafenen Samstagnachmittag unerwartet in den verlassenen Göttinger Otto-Wallach-Weg einbiegt, Freude und Lust verbreitet und mit Grazie wieder wegtaucht, irgendwohin, steht wie ein Sinnbild für die Botschaft von Dittberners Poesie, für die unbeschwerte Hand, mit der er seine Figuren führt. Stilistisches Indiz für das Vertrauen in die Aussagekraft plastischer Erzählweise ist der gekonnte Umgang mit dem Adjektiv, der Dittberner eine unverwechselbare Handschrift verleiht. Adjektiven wie „sanft“, „herzlich“, „wunderschön“, „liebvoll“, „fröhlich“, „strahlend“, „großartig“ gibt Dittberner im Kontext einer ermutigenden Poesie ihre originäre Schönheit zurück, die sie im Ritual phantasieloser Alltagssprache eingebüßt haben.

Der Titel von Dittberners zweitem Roman, „Jacobs Sieg“ (1979), verspricht diese Linie der Ermutigung weiterzuführen. Doch die physische und seelische Ausstattung und die private und berufliche Situation des Helden lassen hinter diesem eher einen Versager denn einen Sieger vermuten. Von Frau und Sohn verlassen, haust der 35jährige Doktor der Philosophie, der mit einem kaum beachteten Buch „die philosophische Öffentlichkeit und dann die Gesellschaft in die Knie zwingen wollte“, bei einem 70jährigen Philosophie-Studenten in einem abbruchreifen Altbau; eine verkrachte Existenz, dem jede Begegnung mit seinen Mitmenschen zu einem Beweis seiner Fremdheit auf dieser Welt gerät.

Verfolgung und Flucht sind Zentralmotive der Handlung. Als Jacob den alten Studenten in dem von Polizisten umstellten Haus erschlagen vorfindet, hält ihn nichts mehr an diesem Ort des Grauens. Er löscht die Spuren seines jämmerlichen Daseins in dieser Stadt und fährt mit seinem Sohn auf die Insel Langeoog, einem Reiseziel, das Jacob zum Verhängnis wird. Denn hier findet er vor, was er mit seiner hektisch beschlossenen Flucht angesichts einer allgegenwärtigen Polizei zu fliehen wähnte: die unverdauten Reste seiner Geschichte, in deren Zentrum eine um Jahre zurückliegende mißglückte Entführung einer Kindergruppe steht. Eine Aktion, lächerlich, dilettantisch, von einer rührenden Hilflosigkeit in der Durchführung, ernsthaft lauter und so ‚heilig‘ in ihren Motiven, daß Jacob in einem weihevollen Onanieakt erst die schnöden Forderungen seines Körpers befriedigen muß, um rein seine Aufgabe angehen zu können: Die selbstvergessene Bevölkerung der Bundesrepublik sollte durch diese Geiselnahme auf das Los der hungernden Kinder in aller Welt aufmerksam gemacht werden. Für Jacob und seine Freunde hieß das auch: Erlösung der Philosophie aus dem Ghetto der folgenlosen Worte, „Schluß jetzt damit!“, Philosophie sollte endlich praktisch werden. Doch so plötzlich diese Aktion beschlossen und unternommen wurde – hierin fügt sie sich in das Ruckhafte, Eckige der Jacobschen Lebensäußerungen ein –, so abrupt und ergebnislos wurde sie abgebrochen. Jacob hat diese Episode einer „zornigen Radikalität“ seiner tätigen Erinnerung vorenthalten; das ehemals rebellische Bewußtsein, gespeist aus dem Aufbruchgeist der sechziger Jahre, rebelliert als quälende Krankheit nur noch gegen ihn selbst. Auf Langeoog nun findet Jacob Zeugen seiner Geschichte vor, die ihn an sein Gewissen ausliefern. Zufällig mietet er sich bei der von dem Überfall betroffenen damaligen Kindergärtnerin ein, die mittlerweile dem Alkohol verfallen ist. Und Lothar, der seinerzeit beteiligt war, verkehrt wie selbstverständlich bei dieser Frau. Er, der es zum Lehrer gebracht hat, will für

seine Schuld büßen, indem er der Familie in ihrem sozialen Elend beistehen möchte.

Jacob ist dieser aufdringlichen Präsenz seiner unbegriffenen Geschichte nicht gewachsen, zumal er erfahren muß, daß ein Kind an den Folgen des Überfalls gestorben ist. Ein verlockendes Angebot vom Rundfunk, das ihm eine neue Lebensperspektive eröffnen könnte, kommt zu spät. Die Wunde, die diese Reise aufgerissen hat, ist unheilbar. Neben seinem schlafenden Sohn, zu dem er, Jacob, vergeblich eine vertraute Beziehung gesucht hat, schneidet er sich die Pulsadern auf.

Ein brutales, ein unerträgliches Schlußbild, wie der Tod mit sanften, geläuterten Bildern vor dem Leser entfaltet, in Poesie überführt wird. Jetzt endlich hat dieser zur bloßen Kreatur denaturierte Jacob – der wiehert, bellt, gluckst, Kehllaute ausstößt, die Zähne bleckt, in dem es schwappt und rumort – zum friedlichen Einklang mit einer Natur gefunden, die ihn bislang gepeinigt, zerstört hat. – „Die Nacht war die innere Konsequenz seines Lebens“. Dieser Satz enthält den Kern des Entwurfs, den Dittberner seinem Roman unterlegt hat. Hier entrollt sich eine Tragödie nach griechischem Muster – mit der klassischen Wiedererkennungsszene auf Langeoog – Jacobs Sieg ist beschlossen, noch ehe er ihn gewollt hat. Daß das Wort „fatum“ im zweiten Teil des öfteren erscheint, ist kein Zufall: nichts soll Zufall sein in diesem Roman, sondern Teil eines Verhängnisses, das sich unerbittlich an Jacob vollzieht. In dem Maße jedoch, in dem Dittberner auf die vereinheitlichende Wirkung dieses fatums setzt, unterläßt er es, Charaktere und Handlungsabfolgen psychologisch glaubwürdig durchzuarbeiten und den geistig-geschichtlichen Hintergrund – Faschismus, Dritte Welt, Demonstrationen, politischer Terrorismus – mehr als nur in Schemen zu zitieren. Diese Reduktion läßt den Roman mit einer symbolischen Bedeutungsschwere auf, die etwas Gewalttames, Konstruiertes an sich hat und nicht immer vereinbar ist mit Dittberners Neigung zum erzählerischen Exkurs in kleine Begebenheiten.

Zweifellos hat es Dittberner sich und dem Leser noch nie so schwer gemacht wie mit diesem mühsam errungenen „Sieg Jacobs“.

Um so näher, weniger fremdartig erscheinen die Gedichte des Bandes „Ruhe hinter Gardinen. Gedichte 1971 bis 1980“, Gedichte aus einem lyrischen Jahrzehnt, dessen Tendenzen man mit ‚Neue Subjektivität‘, ‚Alltagslyrik‘, ‚Autobiographisches Schreiben‘ zu kennzeichnen suchte. Diese Hilfsbegriffe stecken die Umriss ab, in denen sich auch diese Gedichte bewegen, und es ist daher mehr als Zahlenoptik, wenn Dittberner die Markierungsdaten des vergangenen Jahrzehnts zum Anlaß eines lyrischen Selbstportraits genommen hat.

Von diesem Selbst ist viel die Rede: „Weißt du, was du hier liest? / Ein Gedicht, gewiß. / Mich, meinerwegen.“ Das Ich möchte mit dem Gedicht identisch, am liebsten ein „losgelassenes Lied“ sein, das alle poetischen Träume zum Klingen bringt. Der Titel umschreibt den Ort, von wo aus die poetischen Exkursionen unternommen werden. Es ist ein Beobachtungsposten mit variabler Blickrichtung und der Möglichkeit, sich zu zeigen und zu verstecken. Nichts, was sich von diesem Fenster aus erkunden läßt, bleibt unbemerkt: ein Luftballon, der sich frühmorgens in einer Hecke verfängt, Nachbarn, der

Hausmeister, der Briefträger oder, unerreichbar, eine Frau gegenüber: „Auf dem Balkon beobachte ich eine nackte junge Frau. / Zimmerleute gehn vorbei und pfeifen.“ Eine Momentaufnahme, die das Verhältnis des Ich zur Außenwelt beleuchtet: Während die Handwerker im Vorbeigehen auf die sinnliche Herausforderung reagieren, verharrt der Autor in der gewohnten Haltung des Beobachtens. Selbstbescheidung oder Unfähigkeit zu handeln? „Was versäume ich alles, hier, untätig / am Fenster“ und „Zeig mir den Platz / für meinen Kampf“. Die Sorge, der „Kampf“ könne außerhalb des Dichtens und der Gedichte geführt werden, ist spürbar und läßt sich nicht immer im ironischen Selbstkommentar abfangen, den Dittberner beherrscht.

Das Gedicht „Besuch der Vögel“ zeigt, daß der ländliche Friede, der über vielen von Dittberners Gedichten liegt, auch trügerische Fassade sein kann: „UND WER HILFT MIR? / in den träumerischen Wogen dieses Geschehens, / in der eisigen Kälte am frühen Morgen / wie in den geborgten Dämmerstunden der Sicherheit; / WER REISST MICH HERAUS? / aus diesen sinnlosen Wünschen / ohne Duldsamkeit; / WER ZERBRICHT DIESE STUMPFE WIRKLICHKEIT?“ „Ruhe hinter Gardinen“ ist daher ein mehrdeutiger Titel: er beschreibt die beschauliche Beobachtungssituation beim Schreiben; er kann imperativisch gemeint sein: ‚fort mit allem Störenden innen und außen‘; er könnte aber auch von der Ruhe sprechen, in der nichts mehr geschieht: Abgeschiedenheit als Abgeschnittensein von der Welt, Erfahrungsstillstand, Vereinsamung.

Der zwanglose Austausch von Botschaften zwischen Ich und Du und Ich und Natur in einer überschaubaren, naturnahen Welt, das scheint Dittberner Heimatlichkeit, Beisichsein, Zuhause zu bedeuten. „Ist es nicht schön, zu diesen / ruhigen Bewegungen zu finden, / in denen wir uns zuhause fühlen?“ Diese Zeilen stehen in einem Liebesgedicht. Die Liebesgedichte sind die schönsten des Bandes. Der Impuls, der aus den spannungsreichen Bewegungen zwischen Ich und Du herrührt, aus Erwartungen, Begierden, Erfüllungen, Enttäuschungen, geben diesen Gedichten ihr poetisches Eigenleben, ein untergründiges Vibrieren, das ansteckend ist.

„Beim Aufzählen dieses / einfachen Lebens“, bei der Wahrnehmung unscheinbar erscheinender Dinge und Gelegenheiten, ist eine solche innere Polarität oder auch ein Staunen, ein Überraschtsein über die kleinen Begebenheiten nicht immer spürbar. Dann bleibt es beim behutsamen „Aufzählen“, beim A-B-C der kleinen Dinge, die als Alltagsbeobachtungen hingetuscht, nicht immer haften bleiben wollen.

„Wieviel brauchen wir, um ein / kleines Glück zu sichern?“ Das ist keine bescheidene Frage. Dittberners Gedichte sind Antworten, die diese Frage wachhalten.

„Ein kleines Glück zu sichern“, darum geht es in verschiedenster Weise auch in dem Band „Die gebratenen Tauben. Erzählungen“ (1981). Noch einfallsreicher und stilistisch eleganter als in „Draußen vor der Tür“ spürt der Autor Geschichten nach, die sich in unmittelbarer Nähe ereignen könnten. Begegnungen, Trennungen, Zufallsbekanntschaften zuhause, in den Ferien – ganz unspektakulär kommen diese Geschichten daher und stecken doch voller Überraschungen. Wie in der einleitenden Erzählung „Tage an der See“ der Literaturkritiker Reich plötzlich in die Geschichte einer älteren Puppenspielerin

entführt und sein Urlaubs- und Lebenskonzept infrage gestellt wird, so erfahren auch die anderen Personen, was Dittberner das „Stocken im Alltag“ nennt. Unvermutet geraten Menschen, die sich mühsam eingerichtet haben, außer Tritt, wehrlos gegenüber dem „Lockruf ins Innere der Katastrophen“, die sich unter der Oberfläche des Alltäglichen ereignen. Dittberner versteht es, sich in die Gefühls- und Gedankenwelt seiner Figuren, vor allem auch älterer Menschen, einzuschmiegen, ohne sich ihnen auszuliefern. Im Gegenteil, souverän, fast übermütig probiert er verschiedene Erzählhaltungen durch: mal beginnt er eine Geschichte mit einem klassischen Erzählerkommentar, um dann die konkrete Geschichte als Exempel folgen zu lassen, mal wirft er uns nach der Art der short story mitten ins Geschehen hinein, ohne sich einzumischen. Dieser Vielseitigkeit der Darstellungsformen entspricht die Vielschichtigkeit des Dargestellten. Eine Geschichte treibt die andere hervor, Siege und Niederlagen verkündend, und so entsteht ein lebendiges, weitverzweigtes Labyrinth aus verschlungenen Geschichten, gefährlich und schön, hautnah dem Leben abgeschrieben.

Der Band „Drei Tage Unordnung“ versammelt zehn zum Teil unveröffentlichte Erzählungen aus den Anfangsjahren des Schriftstellers Dittberner. Ein interessanter, lohnender Rückblick, der sichtbar macht, daß Dittberners erzählerischer Weg keine Sprünge aufweist, sondern eine kontinuierliche, bedachtsame Fortentwicklung eines schon anfangs vorhandenen erstaunlichen erzählerischen Niveaus darstellt. Stilistische Frische, intellektueller Pfiff, verspielter Witz und ein wirklich beeindruckendes Gespür für die unmerklichen Regungen eines verschwundenen, wünschbaren, möglichen Liebesgefühls geben Dittberners Erzählungen ihre persönliche Note. Hervorzuheben sind vor allem die Geschichten „Paramount“ (die aufblühende Liebe zwischen Sohn und Vater, der an Hodenkrebs sterben wird), „Im Flughafencafé“ (von einem, der es nicht glauben will, daß die Liebe zu Ende gegangen ist) und „Der Sommer im Besonderen“ (poetische Impressionen über Mädchen, Sommernächte, Liebe, Wünschbares).

Der Titel des folgenden Erzählbandes „Wie man Provinzen erobert“ (1986) suggeriert ein ‚Da geht es lang, so wird's gemacht, lieber Leser‘. Natürlich hat Dittberners poetische List das Gegenteil im Sinn: das Unerwartete, Befremdliche, Rätselhafte, ja Geheimnisvolle. In jeder der zwölf Erzählungen steckt ein „rätselhafter, undurchdringlicher Kern“, wie es in der Titelerzählung mit Blick auf einen Mercedes heißt, der von irgendwem vor irgendeiner Haustür abgestellt, nicht mehr abgeholt und Objekt für banale und gewagte Vermutungen wird. Doch die überraschenden Einbrüche in die gewohnten und bewährten Lebensabläufe des überwiegend bürgerlichen Personals sind nicht immer so exotischer Natur, wie es der herrenlose Großstadt-Mercedes inmitten eines verschlafenen Provinznestes vermuten läßt. Nachhaltig wirken sich Zufallsbegegnungen mit Personen aus der eigenen Vergangenheit aus: mit einer früheren Schulfreundin, dem geschiedenen Ehepartner, der unerfüllt gebliebenen Jugendliebe. Solche Konfrontationen machen die Personen „betäubt“, sie sind „erschreckt“, bekommen einen „Schock“, fühlen sich „verwundet von einem Schuß aus dem Gedächtnis“. Zwanzig Jahre erträglich arrangiertes Leben können in einer solchen Schrecksekunde zu einer gewaltigen libidinösen Fehlleistung zusammenschrumpfen.

Unterwegs nach Liebe, die das gewöhnliche Leben versperrt, sind sie alle: der Apotheker und der Steuerbeamte, der Stadtrat und der Student; selbst Karger,

der arbeitslose Wirtssohn, dessen zynisch gehässige Abwehr gegen die um Verzeihung bittende Lehrersfrau Lena unter zwei winzigen Streicheleien am Krankenbett zusammenbricht („Lust und Sühne“). Bürger Harry gar fährt seit Jahren im Nostalgie-Zug zur schönen Nutte Doris, um sich unter ihr, die ihn „umschloß wie ein feuchtes Blatt (...), rein und unzüchtig“ zu fühlen wie damals bei der ersten Liebe. Und tatsächlich gelingt es dem Autor, in der behutsamen Schilderung der gekauften die wahre Liebe aufscheinen zu lassen.

Mit diesem Band hat Dittberner seine Kunst, die Innenräume menschlicher Beziehungen auch in den entlegensten Winkeln des Gewöhnlichen auszuleuchten, merklich verfeinert. Die Lust am gelegentlich unbekümmerten Mitteilen ist zugunsten einer neuen stilistischen Bewußtheit und Wachheit zurückgenommen, die Sätze sind klarer, auch abgeklärter geworden, die Geschichten handlungs-, auch spannungsärmer. Diese Tendenz geht einher mit einem an das „Internat“ (1974) anknüpfenden Interesse an poetologischen Reflexionen. Zusammengenommen lassen die entsprechenden Passagen die Umrisse einer kleinen Privatpoetik erkennen. Neben erzählerischen Rekonstruktions- und Legitimationsproblemen, die am Beispiel des liebevoll gezeichneten Porträts des prototypischen Antihelden Georg Forster durchgespielt werden („Wir hören ‚Mainz‘ und denken an Forster“), ist Dittberner an einer grundsätzlichen Auseinandersetzung um Mode und Modernität des Erzählens gelegen. In der Maske eines Rezensenten macht er sich über die „atemverschlagende, ungeheuerliche Radikalität“ moderner „Sprachtitanen“ her – und mit augenzwinkernder Ironie zugleich über den „altmodischen Schimmer“ einer Erzählweise lustig, der doch eben seiner *eigenen* ihren spezifischen, ambivalenten Glanz verleiht. Dem „Banalen das Außergewöhnliche in einer außergewöhnlichen Sprache“ abzugewinnen – an dieses Ziel hat sich Dittberner in den besten Erzählungen dieses Bandes weiter herangeschrieben.

Dieses neue Formbewußtsein lassen auch Dittberners Gedichte in dem Band „Der Tisch unter den Wolken“ (1986) erkennen. „Knappe Gedichte“ habe er schreiben wollen und ist dabei unvermutet beim chinesischen Achtzeiler angekommen: „Und ich war glücklich in dem Bewußtsein, meine Form gefunden zu haben.“ (Nachwort). Tatsächlich haben Genese und Qualität der neuen Gedichte miteinander zu tun. Kein artistisches Ritual wird zelebriert, die Form verkommt nicht zum Schema, sondern wird als Möglichkeit genutzt, den sehr privaten Empfindungen und Beobachtungen Namen und Halt zu geben. Hatte sich das sogenannte Alltagsgedicht des chronischen Verdachts der Formlosigkeit zu erwehren, kann sich der Achtzeiler, entlastet von solchen Zweifeln, souveräner geben: „Am Fenster die Nacht, die ich nicht fortblasen kann./ Mein Rücken atmet; irgendwo im Norden, achtzig Kilometer/ von hier, schläft der Bruder, von Geburt an der ältere./ In seinem dritten Haus ist er dicker geworden./ In seinem Garten blüht der schönste Oleander./ Einmal sah ich ihn schlafen wie ein sattes Baby./ Er lag auf einer Pritsche neben mir, dem Studenten;/ hatte die erste Frau und ihr Haus verlassen.“ Ganz unangestrengt und unspektakulär sind die Sätze und syntaktischen Ellipsen, assoziative Impressionen fügen sich zu einem Bild; auch weit Entlegenes, meist durch ein Naturbild evoziert, wird miteinander bekannt gemacht durch ein waches, sensibles Ich, das sich am „Tisch unter den Wolken“ seinen Eindrücken aussetzt, ohne sich in ihnen zu verlieren. So stellt sich Seite für Seite ein auch heiterer Friede ein, eine konzentrierte Ruhe, in der allein die Dinge, um die es

dem Autor zu tun ist, ohne metaphorisierende oder dogmatisierende Störungen zu Wort kommen.

Zwei Jahre später erschien, Motive aus dem Schlußgedicht „Hierhin, dorthin“ aufgreifend, der Lyrikband „Die Wörter, der Wind“ (1988), ein Bändchen, das durch seine bloße Erscheinungsform als etwas Besonderes gesehen werden möchte und gelesen werden darf: 14 Gedichte, davon 13 Achtzeiler, in einer Auflage von 90 nummerierten Exemplaren, die Gedichttitel in dezentem Ocker groß auf einer Buchseite placiert; eine Komposition in spielerischer Eleganz, wie sie auch der Titel verspricht. „Die Wörter, der Wind“ eröffnet Spielräume und Erkundungen im Spannungsfeld von Form und Freiheit, von Gedanke und Sinnlichkeit. Ein „anderer Atem“ weht durch diese Gedichte, entschlackt sie von allem Beiläufigen, macht sie kürzer, gelenkiger, in sich verschränkter, rückt das Einzelne und das Ganze in intimeren Zusammenhang, hebt das Zeilenhafte und das Narrative, Situative im konzentrierten, beschwingten Ausdruck auf. Die Streifzüge des lyrischen Ich durch Erinnerungen, durch das „Wortmuseum“, in das alte Dorf, seine Gedankenflüge zu Lichtenberg und Montaigne teilen sich vornehmlich als gelöste Zwiesprache mit einem nahen, nicht näher genannten Du mit, letztlich aber als Zwiesprache mit der Sprache selbst, deren Evokationskraft im achtzeiligen Sprachgebilde erprobt und erfahrbar gemacht wird.

Mit der Zeile „Noch immer klingt jedes Wort“ endet das Bändchen; mit einem Versprechen also, einer Beschwörung, einer Drohung gar?

Von der großen Anstrengung, den Klangwert des Wortes im Alltag, seinen Sitz im Leben zu erkunden und gegen alle Anfeindungen zu behaupten, handelt Dittberners Roman „Geschichte einiger Leser“ (1990). Der Ort, an dem diese Prüfung stattfindet, ist wiederum die norddeutsche Provinz. Erfahren im Umgang mit der Vielfalt von Geschichten aus der Provinz, konzentriert der Autor nun seinen Blick auf einen überschaubaren Kreis von Personen mit losen und festen Bindungen, läßt sie auf- und abtreten, neue Beziehungen oder Beziehungen neu eingehen, sie auch beenden, Einsichten gewinnen. Aus der Vogelperspektive ergäbe sich ein bewegtes Gruppenbild, eine Art Figurenspiel, dessen geheime Regie modellhaft Begegnungen erprobt.

Im Zentrum dieser Anordnung bewegen sich zwei stadtmüde Ehepaare um die 40, einst ins „Abseits“ gekommen, um hier ihr „Glück“ zu suchen: das kinderlose Paar Ludwig und Helma, er Versandantiquar und Privatgelehrter, sie Lehrerin und im SPD-Ortsrat engagiert, und das Arztehepaar Wilfried und Agnes mit zwei heranwachsenden Kindern. An der Peripherie gastieren der treulose Freund von Tochter Yvonne, der begeistert Erich Kästner liest, der Verleger Dr. Morrman, dem vorübergehend die schöne Agnes erliegt, ein „Landsmann“, der Ludwig ein Haus mit Bibliothek und Gelehrtenpavillon schenkt, und ein begeisterter Western-Leser, der eine mit Solo-Auftritten versehene Sonderrolle einnimmt. Vielleicht aber auch die Hauptrolle: Denn in ihm brechen und bündeln sich die vagabundierenden Sehnsüchte der übrigen Personen zu jenem explosiven, tödlichen Pathos, das die anderen durch Arrangement und Raisonement zu besänftigen wissen. Die geheime Vitalität des handlungsarmen Romans verdankt sich auch dem radikalen Dauerakt des Western-Lesens. Hier, im Western, in diesem aufgeschlagenen Buch der Männlichkeit, liegt das andere, das lockende Leben in seiner schönen Wildheit, hier entzündet sich der Funke zu einer Überschuß-Phantasie, die Berge

versetzen oder drei Mädchen auf einmal verführen kann und deren magnetische „Wucht“ in einer weit gestreuten Befreiungs- und Entgrenzungsmetaphorik zum Ausdruck kommt. Daß der Westernleser, um „etwas Starkes, Strahlendes zu tun“, gar einmal als „Heiland“ aus sich heraustreten möchte, macht unter dem Aspekt eines unaufhörlichen Sich-Austauschens symbolisch durchaus Sinn. In dem Maße nämlich, in dem der Westernleser ‚verblutet‘, sich verbraucht, verzehrt wird, einfach erlischt, der geheime Held und tragische Leser also zum Opfer wird, gewinnen die anderen die Kraft, sich halbwegs in ihrem kleinen Glück einzurichten: Wilfried wird zwar nicht Professor, aber bundesweit berühmt; Lutz ist zwar noch weit entfernt von einer störungsfreien Betrachter-Existenz im lauschigen Refugium, aber die Renovierungsarbeiten am geschenkten Haus gehen zügig voran; Helma, deren Liebe zu Lutz längst erloschen ist, hat das Schreiben und Philosophieren und dabei die „innere Emigration“ als neues „Paradigma“ entdeckt; sie läßt sich dabei von Agnes bewundern, die einen schwelenden Ablösungskonflikt mit ihrer Tochter austrägt und nach einem blassen Seitensprung wieder weiß, wie leidenschaftlich sie immer noch mit Wilfried sein kann.

Mit diesem Buch ist Dittberner ein Roman von besonderer Qualität geglückt, geistreich und voller Witz, eine subtile Zeit- und Seelendiagnose auf hohem Reflexions- und Sprachniveau. Kaleidoskopartig fügen sich die Geschichten einiger Leser in „lockerer Formation“ zur Romangeschichte zusammen. Es ist – die Parallele zur lyrischen Entwicklung scheint augenfällig –, als ob die früheren Geschichten aus der und über die Provinz in diesem Werk zusammenlaufen und zusammenfinden zu einem epischen „Muster“. Ihr Unterwegssein – obwohl sie in der Provinz festsitzen – vereint und prägt auch Dittberners sympathische Glücksritter vom Lande. Mit seinem Roman läßt der Autor diesen Menschen die Zeit und gibt ihnen den Raum und die Form und damit die Chance herauszubekommen, wie sie mit ihrer „Sehnsucht, in einem solide gewebten Muster aufzugehen“, umgehen können.

Unter dem Titel „Das letzte fliegende Weiß“ (1992, 1994) hat Dittberner gleich zwei Gedichtbände vorgelegt. Der erste, wiederum eine Sonderausgabe von 90 nummerierten Exemplaren, versammelt zwölf Gedichte, darunter sechs Achtzeiler. Zwei Jahre später erschien eine erweiterte Ausgabe mit 52 Gedichten, wobei die Mehrzahl der hier aufgenommenen zwanzig Achtzeiler den beiden vorhergehenden bibliophilen Bändchen entnommen sind. Wozu dieses Akribische um Zahlen und Zeilen? Hinter diesen numerischen Varianten ist kompositorischer Spürsinn am Werk. So wie „Das letzte fliegende Weiß“ an die Flugmetapher des vorigen Bandes anknüpft („Die Wörter, der Wind“, 1988) und sie um die Dimension des Ferneren, Vergehenden bereichert, so fügt sich der sanfte, gedehnte Abschied vom ehemals dominierenden Achtzeiler in das Panorama neuer Formen und Kompositionen ein. In seinen verschiedenen Weisen des Sprechens – vom mehrstrophischen Zwei- und Vierzeiler über den geregelten Neunzeiler bis hin zum mehrseitigen Zyklus – scheint das Gedicht jedoch auf ein Ziel hin unterwegs zu sein: zu den „alten, abgerundeten / Wörtern“, zu „Quelle und Flosse und Wurzelgewirr“. Es sind die Momente des Beiläufigen, es sind Begebenheiten und Gelegenheiten, für den Augenblick zum Stillstand gebracht, in denen sich die Offenbarungen des „Abenteuers“ Dichtung ereignen. Eine „heiter“ abgesagte Einladung, und schon, beim Wein um Mitternacht: „Wie groß und rein tönt da die Welt“. Und ein Stück Papier mit dem Hinweis vom „Igel auf der Parkbank“ läßt die poetische Phantasie das Letzte, Kühnste evozieren: „ich höre das Heranschwingen langsamer /

Gitarrentöne: jetzt könnte alles sein.“ Könnte! Die – faustische – Erfüllung im Konjunktiv! „Unsere Ewigkeit“, so der Titel dieses programmatischen Gedichts, verbirgt und offenbart sich im scheinbar zufälligen Augenblick. Natürlich weiß Dittberner, daß, was Faust nicht vergönnt war, jedem Späteren erst recht versagt bleiben muß. So versieht er denn sein geduldiges Streben nach den Epiphanien des Glücks, nach dem „Leuchten“, dem „Unverhofften“, „der hellen Geschichte“, nach dem „Wunder“ eben, mit den fein abgestuften Nuancen seiner unverwechselbaren Ironie.

Was in den Gedichten mal hier und dort aufblitzt aus den verriegelten Zonen des Glücks, wird in dem Roman „Wolken und Vögel und Menschentränen“ (1995) schon auf der Handlungs- und Figurenebene zum epischen Programm.

Ingrid Lauks, Pastorin in der niedersächsischen Provinz und wahrhaft keine Heilige, stellt sich, im Glauben an die Möglichkeit des Heils, dem Bösen. Dieses fällt ihr in Gestalt des Skinheads Gregor Sander eines Abends buchstäblich ins Haus. Der Sohn eines SPD- und Kirchengemeinderatsmitglieds hat den Jungen Andy auf brutalste Weise fast zum Krüppel getreten und sucht nun, obwohl bis zum Prozeß auf freiem Fuß, im Pfarrhaus eine Bleibe. Doch lange kann die gütige Pastorin, die bei Gregors Eltern, bei Bürgermeister und Presbyterium, beim Polizisten und beim gewerkschaftlich engagierten Lehrer vergeblich um Hilfe bittet, den infantilen und aggressiven „Menschenbrocken“ in ihrem schönen Zuhause nicht aushalten. Als Retter in der Not erscheint ihre alte Liebe Pierre, der das nächste Verletzungsoffer von Gregors Springerstiefel-Terror wird. Als auch Andys Zuhause bei Oma K. aus ungeklärten Gründen in Flammen aufgeht, nimmt Ingrid sich das Recht zu einem „Deal“ mit der Kirche und verabschiedet sich von ihrer Gemeinde. Sie wird – ein alter Traum geht in Erfüllung – Rundfunkbeauftragte der Landeskirche.

Die Handlungsskizze kann kaum andeuten, daß Dittberner ein großer Roman mit epochalen Zügen gelungen ist. Wie Max Frischs „Andorra“ wird, auf seine Weise, Dittberners Provinzdorf zum Modell einer tiefen Mentalitäts- und Lebenskrise unserer Gesellschaft, deren vielschichtiger Umgang mit Gut und Böse auch in der kunstvollen Fügung verschiedener Sinnschichten, Geschehensebenen, Dialog- und Reflexionspassagen seinen geformten epischen Ausdruck findet. Hilflos, gleichgültig, pragmatisch oder entrüstet arrangiert man sich, aber jeder für sich, mit dem Barbarischen, hinter dem das Opfer Andy Auschwitz als „geheimes Modell“ vermutet. Der „Restmensch“ Gregor fungiert im Personen- und Motivgefüge des Romans als Bewährungsprobe, die die Probanden, und seien sie auch noch so sympathisch gezeichnet wie etwa der alte Arzt, nicht bestehen. „Wer half“, weiß Ingrid, „gehörte schon nicht mehr dazu.“ Und Ingrid selbst? Sie ist, so Dittberner, „meine Heldin“; eine Heldin, mit der er den Tätern den tätigen Menschen entgegenstellt. Freilich keine Macherin, sondern eine „Mystikerin“, deren ständiges Murmeln die Schnittstelle für die Dauerkonfrontation von Innen- und Außenwelt symbolisiert. Dieser Realitätskontakt unterscheidet sie von Pierre, der, eine Alt-Achtundsechziger-Gestalt in „Jesuslatschen“, in seinem französischen Meditationszentrum die Utopie von der rein innengeleiteten Existenz weiterträumt und in der tumben deutschen Wirklichkeit eine brutale Korrektur erfahren muß. In den Lebenskonzepten von Ingrid, für die Karriere kein Schimpfwort (mehr) ist, und Pierre, dem heiligen Hüter des „Auratischen“, hat Dittberner seinem fugenlos ausgestaffierten Modell in der Provinz mit ironisierendem, auch karikierendem Blick dreißig Jahre Zeitgeschichte

eingeschrieben. Im meisterhaften Psychogramm dieser beiden Figuren entsteht wie von selbst ein Porträt der Achtundsechziger-Aufbruchsbewegung, deren utopischer Anspruch in seinen Folgewirkungen mit der aktuellen Präsenz rechtsradikaler Barbarei verknüpft, auch an ihr gemessen und geprüft wird. „Leicht war ihr Gepäck, klar der Blick, rein das Herz und gut ihre Gemeinschaft“, erinnert sich Ingrid an ihre gemeinsame Zeit mit Pierre. Was davon ist, zum Ende des Romans hin, übrig geblieben außer dem schönen Wetter, das „das halbe Dorf“ aus den Häusern treibt, doch nicht zum Prozeß gegen Gregor, der von allen unbeachtet an diesem Tag der guten Laune stattfindet? Gregor verschwindet, doch nicht der latente und offene Terror der Gleichgesinnten. Der „Engel“ Ingrid geht, doch das Opfer Andy findet im Dorf seine große Liebe, renoviert das abgebrannte Haus und bleibt.

Flüchten oder standhalten, sich bewahren oder sich bewähren, das Eigene schützen oder das Fremde zulassen, eingreifen oder wegsehen – dem offen gehaltenen Schluß des Romans scheint ein Versprechen, eine geheime auktoriale Geste eingegeben, die den Roman durchzieht und seine Teile in einer Art mentaler Klammer zum Ganzen fügt. Es ist die immer neu zu erkämpfende und trotz aller Ironisierung sich behauptende Zuversicht, daß die „heiligen“ Schichten des Lebens, das „Wunderbare“ und „Weihevoll“, das „Reine“ und das „Himmlische“, einen Geltungsanspruch haben, daß „Engel auf Erden“ tätig sein und wahre Geschichten – Dittberners wohl höchstes und letztes Ziel – auch künftig erzählt und „erhört“ werden. Es liegt in der „heimlichen Mächtigkeit“ von Dittberners „ironischen Untertönen“, daß sie bewahren, was sie preiszugeben scheinen.

Primärliteratur

„**Rutschbahn. Gedichte und Geschichten**“. Zusammen mit Jens Wilke. Göttingen, Kassel (**Muwie**) 1973.

„**Donnervogel. Gedichte, Geschichten und Fotos**“. Zusammen mit Jens Wilke. Göttingen, Kassel (**Muwie**) 1973.

„**Passierscheine. Gedichte**“. Bergen, Holland (**van der Wal**) 1973.

„**Heinrich Mann. Eine kritische Einführung in die Forschung**“. Frankfurt/M. (**Fischer Athenäum**) 1974. (= FAT 2053).

„**Das Internat. Papiere vom Kaffeetisch**“. Darmstadt, Neuwied (**Luchterhand**) 1974.

„**Unterwegs mit den Leuten. Einige Überlegungen zu neuen Tendenzen in unserer Lyrik, die Mut machen, um uns zu entfalten**“. In: Frankfurter Rundschau, 20.9.1975.

„**Der Biß ins Gras. Gedichte**“. Köln (**Palmenpresse**) 1976.

„**Kurzurlaub. Eine Reiseerzählung**“. Darmstadt, Neuwied (**Luchterhand**) 1976.

„**Die Lust an amerikanischer Wirklichkeit. Über Mark Twain**“. In: Frankfurter Rundschau, 31.12.1977. Auch in: die horen. 1979. H.3. S.15–21.

„**Draußen im Dorf. Erzählungen**“. Reinbek (**Rowohlt**) 1978. (= das neue buch 105).

- „**Die amerikanische Spur. Versuch über den Zusammenhang einiger Liebesgedichte aus den letzten 20 Jahren**“. In: die horen. 1978. H.3. S.13–30.
- „**Jacobs Sieg. Roman**“. Reinbek (**Rowohlt**) 1979.
- „**Ruhe hinter Gardinen. Gedichte 1971–1980**“. Reinbek (**Rowohlt**) 1980. (=das neue buch 140). Neuausgabe: München (**Lyrikedition 2000**) 2000.
- „**Die gebratenen Tauben. Erzählungen**“. Reinbek (**Rowohlt**) 1981. (= das neue buch 154).
- „**Drei Tage Unordnung. Geschichten**“. Bielefeld (**Pendragon**) 1983.
- „**Refugium. Erzählen in Niedersachsen**“. Rede zur Verleihung des Niedersachsenpreises. In: Frankfurter Rundschau, 18.8.1984.
- „**Wie man Provinzen erobert. Erzählungen**“. Reinbek (**Rowohlt**) 1986.
- „**Der Tisch unter den Wolken. Gedichte**“. Göttingen (**Herodot**) 1986. (= sudelblätter4).
- „**Die Wörter, der Wind**“. Gedichte. Auswahl von Georg Bulla. Bergen, Holland (**van der Wal**) 1988. (90 Exemplare).
- „**Geschichte einiger Leser. Ein Roman**“. Zürich (**Haffmans**) 1990.
- „**Das letzte fliegende Weiß**“. Bergen, Holland (**van der Wal**) 1991/92. (90 Exemplare).
- „**Der Sensationsdichter. Zu Kleist**“. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): Heinrich von Kleist. München (**edition text + kritik**) 1992. (= TEXT + KRITIK. Sonderband). S.5–25.
- „**Über Wohltäter. Essays und Rezensionen**“. Zürich (**Haffmans**) 1992. (= Haffmans Taschenbuch 184).
- „**Das letzte fliegende Weiß. Gedichte**“. Köln (**Palmenpresse**) 1994.
- „**Mit der Zeit erzählen? fragt er**“. Texte von Marcel Beyer u.a. Hg. von Hugo Dittberner. Göttingen (**Wallstein**) o.J. (1995).
- „**Der Roman seiner Selbständigkeit. Über Seume**“. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): Johann Gottfried Seume. München (**edition text + kritik**) 1995. (= TEXT + KRITIK. Sonderband). S.3–14.
- „**Wolken und Vögel und Menschentränen. Roman**“. Göttingen (**Wallstein**) 1995.
- „**Der Satz des Philosophen**“. Texte von Martin Ahrends u.a. Hg. von Hugo Dittberner u.a. Göttingen (**Wallstein**) 1996.
- „**Hölderlins Stolz**“. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): Friedrich Hölderlin. München (**edition text + kritik**) 1996. (= TEXT + KRITIK. Sonderband). S.7–23.
- „**Was ich sagen könnte. Über Aufzeichnungen**“. Mainz, Stuttgart (**Steiner**) 1996. (= Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Abhandlungen der Klasse der Literatur 1996, 1).
- „**Der Satz des Philosophen**“. Beiträge von Martin Ahrends, Kurt Drawert, Durs Grünbein, Florian F. Weyh. Hg. von Hugo Dittberner und Linda Engelhardt. Göttingen (**Wallstein**) 1996.

„**Wasser-Elegien**“. Hannover (**Postskriptum**) 1997. (= Lyrik-Edition 1).

„**Arche nova. Aufzeichnungen als literarische Leitform**“. Göttingen (**Wallstein**) 1998.

„**Werkstatt. Neue Texte**“. Zeichnungen von Robert Gernhardt. Göttingen (**Wallstein**) 1999.

„**Versuch zu rühmen. Über Bücher und Autoren**“. Darmstadt (**Wissenschaftliche Buchgesellschaft**) 1999. (= Die Mainzer Reihe 87).

Hans Bender: „**Ausgewählte Aufzeichnungen, Erzählungen und Gedichte**“. Hg. von Hugo Dittberner. Darmstadt (**Wissenschaftliche Buchgesellschaft**) 1999. (= Die Mainzer Reihe 88).

„**Morgenübungen. Gedichte**“. München (**Lyrikedition 2000**) 2000.

Hans Bender: „**Ausgewählte Aufzeichnungen, Erzählungen und Gedichte**“. Hg. von Hugo Dittberner. Darmstadt (**Wissenschaftliche Buchgesellschaft**) 1999. (= Die Mainzer Reihe 88).

„**Kunst ist Übertreibung. Wolfenbütteler Lehrstücke zum Zweiten Buch I**“. Göttingen (**Wallstein**) 2003.

„**Kurze Weile. Gedichte in wenigen Zeilen**“. Hg. von Hugo Dittberner. Mainz (**Wissenschaftliche Buchgesellschaft**) 2003.

„**Ortstermine. Wolfenbütteler Lehrstücke zum Zweiten Buch II**“. Göttingen (**Wallstein**) 2004.

„**Atem holen. Essays**“. Heidelberg (**Wunderhorn**) 2006.

„**Und die Alleebäume. Einige Vierzeiler**“. Bergen (**Van der Wal**) 2006.

„**Das älteste Testament. Zum 17. Januar 2007**“. Hg. von Hugo Dittberner. Springe (**zu Klampen**) 2007. (= Edition Postskriptum).

„**Das See-Vokabularium. Roman**“. Göttingen (**Wallstein**) 2010.

Film

„**Ein unruhiges Jahr**“. Regie: **Kristian Kühn**. **ARD**. 11.10.1978.

„**St. Pauli Landungsbrücken**“. TV-Serie. **Norddeutscher Rundfunk**. Folgende Drehbücher von Hugo Dittberner: „Fluchtpläne“. 1979; „Eine ganz normale Ausbildung“. 1979; „Wilder Majoran“. 1980; „Immer lustig!“. 1980; „Der Sänger“. 1980; „Die geborene Freundin“. 1980.

Sekundärliteratur

Blum, Doris: „Ein Versuch über die verlorene Zeit“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 8.10.1974. (Zu: „Internat“).

Nolte, Jost: „Beiläufiges über eine Jugend“. In: **Die Weltwoche**, 9.10.1974. (Zu: „Internat“).

Arnold, Heinz Ludwig: „Der Kaffeetisch als dialektischer Ort“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 9.10.1974. (Zu: „Internat“).

Bittner, Wolfgang: „Papiere vom Kaffeetisch“. In: **Göttinger Tageblatt**, 20.12.1974. (Zu: „Internat“).

- Theobaldy, Jürgen:** „Wir sollten mutig sein und ungestüm“. In: **Frankfurter Rundschau**, 4.1.1975. (Zu: „Internat“).
- Buchka, Peter:** „Jugend im Internat“. In: **Die Zeit**, 4.4.1975.
- Schachtsiek-Freitag, Norbert:** „Die Gegenwart der Erinnerungen“. In: **Frankfurter Hefte**. 1975. H.8. S.66– 67. (Zu: „Internat“).
- Meidinger-Geise, Inge:** „Nördliche Pastelle“. In: **die tat**, 2.4.1976. (Zu: „Kurzurlaub“).
- Grün, Max von der:** „Urlaub zum Ich“. In: **Deutsche Volkszeitung, Düsseldorf**, 15.4.1976. (Zu: „Kurzurlaub“).
- Schachtsiek-Freitag, Norbert:** „Flucht aus dem Alltag“. In: **Badische Zeitung, Freiburg**, 30.4.1976. (Zu: „Kurzurlaub“).
- Schmidt, Jochen:** „Diese verzweifelten Wünsche“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 24.5.1976. (Zu: „Kurzurlaub“).
- Klausenitzer, Hans-Peter:** „Borkum im Winter“. In: **Deutsche Zeitung**, 16.7.1976. (Zu: „Kurzurlaub“).
- Kramberg, K.H.:** „Liebeskummer auf Borkum“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 31.7.1976. (Zu: „Kurzurlaub“).
- anonym:** „Urlaub – solo“. In: **Saarbrücker Zeitung**, 31.7.1976. (Zu: „Kurzurlaub“).
- Schafroth, Heinz F.:** „Schwache Bellversuche“. In: **Die Weltwoche**, 8.9.1976. (Zu: „Kurzurlaub“).
- Linder, Christian:** „Für eine neue Wahrnehmung des Lebens“. In: **Frankfurter Rundschau**, 15.9.1976. (Zu: „Kurzurlaub“).
- Kinder, Hermann:** „Der Schriftsteller als Verhaltensforscher“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 17.8.1978. (Zu: „Draußen im Dorf“).
- Maus, Sybille:** „Hugo Dittberners Geschichten: ‚Draußen im Dorf‘“. In: **Stuttgarter Nachrichten**, 17.10.1978.
- Zingg, Martin:** „Die eingesparten Auskünfte“. In: **Die Weltwoche**, 18.10.1978. (Zu: „Draußen im Dorf“).
- Bender, Hans:** „Die Rebellion im Gedärm“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 16./17.6.1979. (Zu: „Jacobs Sieg“).
- Ueding, Gert:** „Ansichtskarten“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 19.6.1979. (Zu: „Jacobs Sieg“).
- Reinhardt, Stephan:** „Opfer kleiner Niederlagen“. In: **Frankfurter Rundschau**, 28.7.1979. (Zu: „Jacobs Sieg“).
- Schultz, Uwe:** „Im Zeitalter der Zynismen“. In: **Stuttgarter Zeitung**, 18.8.1979. (Zu: „Jacobs Sieg“).
- Rölleke, Heinz:** „Den Hauswirt verprügelt“. In: **Die Welt**, 18.8.1979. (Zu: „Jacobs Sieg“).
- Goertz, Heinrich:** „Schwerblütige Parabel. Auf den Hund gekommen“. In: **Hannoversche Allgemeine Zeitung**, 8./9.9.1979. (Zu: „Jacobs Sieg“).

- Burger, Hermann:** „Kleingeschriebenes Überleben“. In: **Neue Zürcher Zeitung**, 13.1.1980. (Zu: „Jacobs Sieg“).
- Riederer, Barbara:** „Ein Kampf ohne Herausforderung“. In: **die horen**. 1980. H.120. S.205–207. (Zu: „Jacobs Sieg“).
- Wallmann, Jürgen P.:** „Das rutscht alles so mit durch“. In: **Mannheimer Morgen**, 27.9.1980. (Zu: „Ruhe hinter Gardinen“).
- Jost, Dominik:** „„Ruhe hinter Gardinen“. Gedichte von Hugo Dittberner“. In: **Neue Zürcher Zeitung**, 1.10.1980.
- Arnold, Heinz Ludwig:** „Offene Wunden statt verhärteter Narben“. In: **Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt**, 19.10.1980. Unter dem Titel „Schnittpunkte“ auch in: **Frankfurter Hefte**. 1981. H.7. S.77–78. (Zu: „Ruhe hinter Gardinen“).
- Bender, Hans:** „Ich lebe hier unangefochten“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 4.11.1980. (Zu: „Ruhe hinter Gardinen“).
- Hartung, Harald:** „Der Alltag und die Frage nach dem rechten Ort. Zu den neuen Lyrikbänden von Jürgen Theobaldy und Hugo Dittberner“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 6.12.1980. (Zu: „Ruhe hinter Gardinen“).
- Bormann, Alexander von:** „Streitobjekt Alltagslyrik – noch aktuell? Abschied vom herrschenden Lyrikmodell der 70er Jahre“. In: **Frankfurter Rundschau**, 3.1.1981. (Zu: „Ruhe hinter Gardinen“).
- Flick, Madeleine:** „Leichtes als Belohnung?“. In: **Wiesbadener Kurier**, 8.4.1981. (Zu: „Gebratene Tauben“).
- Ambühl, Iso:** „Ein Erzähler“. In: **Basler Zeitung**, 9.5.1981. (Zu: „Gebratene Tauben“).
- Bielefeld, Claus-Ulrich:** „Das Stocken im Alltag“. In: **Der Tagesspiegel, Berlin**, 21.6.1981. (Zu: „Gebratene Tauben“).
- Bormann, Alexander von:** „Vom Stocken im Alltag“. In: **Frankfurter Rundschau**, 11.8.1981. (Zu: „Gebratene Tauben“).
- Drews, Jörg:** „Da fehlt Pfeffer“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 29./30.8.1981. (Zu: „Gebratene Tauben“).
- Graf, Hansjörg:** „Eine verräterische Flucht“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 17.12.1981. (Zu: „Gebratene Tauben“).
- Buselmeier, Michael:** „Gebremste Wünsche. Der Erzähler und Lyriker Hugo Dittberner“. In: **Die Zeit**, 26.3.1982.
- Arnold, Heinz Ludwig:** „Schriftsteller und ihre Welt“. In: **Frankfurter Hefte**. 1982. H.5. S.76ff. (U.a. zu: „Gebratene Tauben“).
- Petto, Rainer:** „Der Ton der frühen Jahre“. In: **Saarbrücker Zeitung**, 5.4.1984. (Zu: „Unordnung“).
- Bongartz, Dieter:** „In den Schichten des Alltags“. In: **Deutsche Volkszeitung**, 11.4.1986. (Zu: „Provinzen“).
- Rölleke, Heinz:** „Herr Stadtrat wollen ein Hörnchen essen“. In: **Die Welt**, 12.4.1986. (Zu: „Provinzen“).

- Frederiksen, Jens:** „Aus Schrecken wurde Aufgeschrecktsein“. In: **Rheinische Post**, 19.4.1986. (Zu: „Provinzen“).
- Hg.:** „Fast als hätte das Leben selbst...“. In: **Neue Zürcher Zeitung**, 30.5.1986. (Zu: „Provinzen“).
- Stempel, Hans:** „Ich liebe, also bin ich“. In: **Frankfurter Rundschau**, 5.7.1986. (Zu: „Provinzen“).
- Schachtsiek-Freitag, Norbert:** „Eine Kneipe in Berlin“. In: **Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt**, 29.7.1986. (Zu: „Provinzen“).
- Cott, Georg-Oswald:** „Ansteckend wie ein gutes Wort“. In: **die horen**. 1987. H.1. S.241. (Zu: „Tisch unter den Wolken“).
- Stempel, Hans:** „Unter dem Glassturz. Hugo Dittberners idyllische Wahlverwandtschaften oder ‚Geschichte einiger Leser‘“. In: **Frankfurter Rundschau**, 4.10.1990.
- Goertz, Heinrich:** „Zwei stadtmüde Ehepaare. Meister der Seelenzerfaserung: der Erzähler Hugo Dittberner“. In: **Der Tagesspiegel, Berlin**, 27.1.1991. (Zu: „Geschichte einiger Leser“).
- Bielefeld, Claus-Ulrich:** „Alles flutet. Provinz und Ironie verfehlen sich“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 12.2.1991. (Zu: „Geschichte einiger Leser“).
- H.W.:** „Hugo Dittberner“. In: **Basler Zeitung**, 15.2.1991. (Zu: „Geschichte einiger Leser“).
- Goertz, Heinrich:** „Verstrickt in Gefühle“. In: **Hannoversche Allgemeine Zeitung**, 8.3.1991. (Zu: „Geschichte einiger Leser“).
- Gohlis, Tobias:** „Gartenfest für Wahlverwandte“. In: **Die Welt**, 9.3.1991. (Zu: „Geschichte einiger Leser“).
- Morlang, Werner:** „Gesellschaft auf dem Lande“. In: **Neue Zürcher Zeitung**, 12.3.1991. (Zu: „Geschichte einiger Leser“).
- Winkels, Hubert:** „Die letzten Leser. Hugo Dittberners Romanidylle“. In: **Die Zeit**, 29.3.1991. (Zu: „Geschichte einiger Leser“).
- Kässens, Wend:** „Schmiegsame Gedanken. Laudatio auf Hugo Dittberner“. In: **die horen**. 1994. H.1. S.213–216. (Zur Verleihung des Preises „Das neue Buch in Niedersachsen“).
- Arnold, Heinz Ludwig:** „Gedichte als kleine Gedankennägel“. In: **Göttinger Tageblatt**, 15.11.1994. (Zum 50. Geburtstag).
- Schmitt, Christine:** „Rechtsradikalismus in dörflicher Abgeschiedenheit“. In: **Nordheimer Neueste Nachrichten**, 7.6.1995. (Zu: „Wolken“).
- Jung, Werner:** „Allen gehen die Geschichten aus“. In: **Freitag**, 15.9.1995. (Zu: „Wolken“).
- Arnold, Heinz Ludwig:** „Norddeutsche Mentalitätsgeschichten“. In: **Frankfurter Rundschau**, 30.9.1995. (Zu: „Wolken“).
- Schmidt, Hans Dieter:** „Hugo Dittberner. ‚Das letzte fliegende Weiß‘“. In: **Das Gedicht**. 1995. S.161.
- Opitz, Hellmuth:** „Hugo Dittberner. ‚Das letzte fliegende Weiß‘“. In: **Tips**. 1995. Nr.11.

eh: „‚Wolken und Vögel und Menschentränen‘: Der Roman über ein Dorf in Niedersachsen“. In: **Gandersheimer Kreisblatt**, 5.12.1995.

ram: „Der Augenblick lebt weiter“. In: **Neue Westfälische**, 16.12.1995. (Zu: „Fliegendes Weiß“).

Ziebritzki, Henning: „Zwischen Kafkas Käfer und dem Herrn der Fliegen“. In: **Lutherische Monatshefte**. 1996. H.11. S.43. (Zu: „Wolken“).

Kolter, Gerd: „...den Blick nicht vom Buch heben ist wunderbar...“. In: **die horen**. 1998. H.1. S.206–208. (U.a. zu: „Wasser Elegien“).

Wirthensohn, Andreas: „Göttinger Sudelblätter“. In: **Deutsche Bücher**. 1999. H.1. S.64–67. (U.a. zu: „Arche Nova“).

amo.: „Astronautennahrung für die Seele“. In: **Neue Zürcher Zeitung**, 3./4.7.2004. (Zu: „Kurze Weile“).

Geist, Sylvia: „Worte die andere geben“. In: **Forum**. 2004. H.3. S.8–9.

Ziebritzki, Henning: „Some may be heroes:/ Not all of us are unhapp‘. Versuch über das Glück, Hugo Dittberners Gedichte zu lesen“. In: **die horen**. 2006. H.224. S.175–180.

Schaefer, Thomas: „Von Bojen und Wörtern“. In: **Hannoversche Allgemeine Zeitung**, 31.5.2010. (Zu: „See-Vokabularium“).

Weymann, Ulrike: „Glimmerschluff, Seegatt und Glühwürmchen der See“. In: **literaturkritik.de**. 2010. Nr 7. (Zu: „See-Vokabularium“).

Meißner, Thomas: „Ewig lockt der Glimmerschluff“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 28.10.2010. (Zu: „See-Vokabularium“).

Zingg, Martin: „In der Schwebel“. In: **Neue Zürcher Zeitung**, 9.10.2010. (Zu: „See-Vokabularium“).

Alle Rechte vorbehalten. © edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG und Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg

Originalquelle: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Stand: 01.05.2011

Quellenangabe: Eintrag "Hugo Dittberner" aus Munzinger Online/KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur
URL: <https://online.munzinger.de/document/16000000105>
(abgerufen von Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins am 13.10.2024)